



Die Stimme des Friedens.

Eine heilige, helle, hohe Stimme, vom Ostwind gewiegt, steigt aus dem Qualm, der über blutdampfenden Feldern liegt, ringt sich und schwingt sich über tobendes Blutgeschrei, pflaumt uns lachend von Frieden und schönem Mai.

Eine andre Stimme ist im Westen erwacht, wider und brünstiger brüllt und schäffert die letzte Schlacht, daß sie die Lärchenstimme im Osten überdröhnt, doch die hängt im höchsten Himmel und klingt und tönt.

Mund des Friedens, der allzulange schwieg, seine letzte blutige Strophe heult der Krieg. Soll deine Weise nicht wieder im Lärm der Kanonen verwehen, müssen alle Stimmen mit ihr im Chore gehn.

Von deiner Weise sind alle Seelen erfüllt, ob auch der Krieg mit tausend ehernen Jungen brüllt. Schwing dich auf, du einer, übergewaltiger Schrei: Friede herbei!

Carl Brüggemann

Zum 1. Mai.

Von Friedrich Stampfer.

Der Weltfeiertag der Arbeit, der 1. Mai, ist eine Schöpfung des Pariser Internationalen Sozialistenkongresses vom Jahre 1889. Auf ihm entstand die zweite Internationale, nachdem die erste an dem anarchosyndikalistischen Bakuninismus zugrunde gegangen war.

Zwischen dem Ausgang der ersten Internationale und dem Anfang der zweiten liegt eine Periode von Eisen und Blut, von Krieg, Attentaten, abgeschlagenen Erhebungsversuchen. Aber das Schiff des internationalen Gedankens war auf die Wellen gefloht, und auch an ihm bewährte sich der stolze Spruch: „Fluctuat, nec mergitur!“ „Es mag schwanken, es geht nicht unter!“ Nach unerhörten Stürmen lief es mit stolzen Wimpeln in den Pariser Hafen ein. „Die Internationale Arbeiterassoziation“, sagte Wilhelm Liebknecht in Paris, „hatte, nachdem sie den Arbeitern aller Länder das gemeinsame Ziel gezeigt, sie die Notwendigkeit des gemeinsamen Handelns und Kampfes gelehrt hatte, ihre Mission erfüllt. Sie ist nicht tot — sie ist übergegangen in die mächtigen Arbeiterbewegungen der einzelnen Länder und lebt in diesen fort. Sie lebt auch in uns fort. Dieser Kongress ist das Werk der Internationalen Arbeiterassoziation.“

Das war 18 Jahre nach dem Frankfurter Frieden und dem blutigen Unglück der Kommune, ein Jahr vor dem Fall des deutschen Sozialistenregimes. Und jener Pariser Kongress beschloß die internationale Kundgebung des 1. Mai, die nun eine halbe Welt, an erregenden Zwischenfällen nicht arme Geschichte hinter sich hat.

Laut und feierlich bekennen wir deutschen Sozialdemokraten uns zu dem Gedanken des 1. Mai. Dieser Gedanke, der Gedanke der Internationalität und der weltweiligen Vereinigung der arbeitenden Völker aller Länder marschiert! Hätten doch alle arbeitenden Menschen der Welt in früheren Jahren mit uns und in unserem Sinne den 1. Mai begangen — welches Elend wäre der Welt erspart worden! Aber auch: hätte der 1. Mai nicht ein Vierteljahrhundert lang unseren Gedanken in Millionen Köpfe gehämmert, so könnten sich heute nicht so viele hoffende Blicke auf Stockholm richten. Was dort gesandt wird — ein internationaler Kongress mitten im Kriege, während noch 1870/71 achtzehn Jahre bis zu einem solchen Kongress vergehen mußten — ist ein kühnes Unternehmen, das für die Größe des Fortschritts einen sicheren Maßstab abgibt. Es ist die geradlinige Fortsetzung der internationalen Politik, die insbesondere von der deutschen Sozialdemokratie stets befolgt und in den Debatten aller Sozialistenkongresse vertreten worden ist.

Wie der ersten Internationale blieben auch der zweiten innere Kämpfe nicht erspart. Gleich in der Pariserdebatte des Pariser Kongresses erhob der bakunistische Geist von neuem sein Haupt. Der Franzose Tressand beantragte, daß die Pariser Kongresse einen Generalstreik unterstützen sollten, um mit der sozialen Revolution den Anfang zu machen. Von Liebknecht bekämpft, wurde dieser Antrag verworfen.

Zwei Jahre später, in Brüssel, beantragte der Holländer Domela Nieuwenhuis eine Erklärung, daß die Sozialisten aller Länder eine etwaige Kriegserklärung mit einem Aufruf des Volkes zu allgemeiner Arbeitseinstellung beantworten werden. Auch dieser Antrag wurde mit großer Mehrheit abgelehnt.

In demselben Brüssel hatte im Jahre 1868 ein internationaler Kongress einen entgegengesetzten Beschluß angenommen, worin es hieß: „daß es genüge, die Arbeit einzustellen, um einen Krieg unmöglich zu machen“. Dieser Kongress war von bakunistischen Kräften beherrscht und bei 97 Delegierten nur von 4 Deutschen besucht. Sein Beschluß hat den Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges so wenig verhindert, wie ein Hauch einen Eisenbahnzug aufhalten kann. Er führte nur zu Debatten in der Internationale, in denen Engels die „planlose und blödsinnige“ Politik der Bakunisten mit Ingrimms bekämpfte.

Seitdem ist fast auf jedem internationalen Kongress im Zusammenhang mit der Redebehalte die Frage des General-

streiks im Kriege aufgeworfen worden. Jedesmal hat sich die Mehrheit, und vor allem die deutsche Vertretung, mit Entschiedenheit gegen ihn gestimmt, und keiner hat eifriger gegen ihn gefochten als August Bebel.

Jetzt erleben wir es, in ewiger Wiederkehr des Gleichen, daß die alte, der Sozialdemokratie entgegengesetzte Richtung die äußersten Anstrengungen macht, das Feld zu behaupten. Sie versucht jetzt im Kriege die Konsequenzen aus ihrer Theorie zu ziehen. Wir Sozialdemokraten ziehen die Konsequenzen aus der unseren.

Würde sich die deutsche Sozialdemokratie jetzt im Kriege zur Idee des Generalstreiks zur Erringung des Friedens bekehren, ja, würde sie nur verschweigen, daß sie diese Idee bekämpft, so wäre das ein glatter Umsall, eine Preisgabe aller Ueberlieferungen, ein Hinübergleiten von der Sozialdemokratie zum Anarchismus, ein später Sieg von Bakunin über Marx und Engels, von Tressand und Nieuwenhuis über Bebel und Liebknecht.

Wir machen also wirklich nur wahr, was wir immer gesagt haben, wenn wir jetzt im Ernstfall erklären: Was da in Eden und Babel gepredigt wird, dabei tun wir nicht mit, das bekämpfen wir aufs entschiedenste.

Aber, indem wir die scharfen Unterschiede betonen, die uns von den Anarchosyndikalisten trennen, wollen wir auch nicht die Grenzen verwischen, die uns nach der andern Seite hin gezogen sind.

Die Verwerfung der Generalstreikidee, das zeigt schon ein Blick in die Geschichte der Arbeiterbewegung, bedeutet alles eher denn ein Abschneiden internationaler sozialistischer Ueberzeugungen, alles eher denn eine Absage an den Gedanken des 1. Mai. Und wenn wir uns dagegen wehren, daß aus dem 1. Mai etwas gemacht wird, was er nach unserem Willen nie sein sollte, so wehren wir uns nicht minder gegen jeden Versuch, die große Idee, die ihm innewohnt, herabzusetzen und zu verfeinern. Ein solcher Versuch würde vergeblich sein.

Denn der internationale Gedanke marschiert, und Schritt und Tritt mit ihm marschiert der Frieden. Unter furchtbaren Krämpfen und Juchungen vollzieht sich die Geburt einer neuen Zeit.

Denken wir daran zurück, wie sich die Delegierten der ersten internationalen Sozialistenkongresse zusammensanden. Von ihren Regierungen gehet, von den herrschenden Klassen verfehrt, ausgestoßen aus der Gesellschaft, den Verbrechen gleichgeachtet, so begannen sie ihr Werk. Aber dieses Werk wuchs und gedieh — bis es eines Tages zertrümmert am Boden lag. Und der selbstmörderische Wahnsinn des Chauvinismus aller Länder stimmte über den Trümmern ein gelientes Hohngelächter an.

Und so, im Erinnern an alte Zeiten, können wir uns eines Rächens nicht erwehren, wenn wir jetzt in allen bürgerlichen Blättern der Welt spaltenlange Berichte über die Vorbereitungen zur Stockholmer Konferenz lesen, wie da jede Reise eines einzelnen Sozialisten bemerkt wird, alle erreichbaren Neugierigen sorgfältig aufgezeichnet werden. Die österreichische Regierung begleitet die internationalen Friedensbestrebungen der österreichisch-ungarischen und der deutschen Sozialdemokratie mit einer lauten Kundgebung der Sympathie, und sie versieht eine Kundgebung von geschichtlicher Bedeutung, ihren ausdrücklichen Annerkennungsblick, mit der Adresse: An die Sozialdemokraten!

Deswegen sind wir noch nicht auf dem Gipfel, ganz gewiß nicht! Aber wir sind auf dem Wege zu ihm. Jehnmal zurückgeschleudert, werden wir uns jehtmal wieder erheben und weitergehen. Denn es ist das ehernen Ruh der geschichtlichen Entwicklung, das uns vorwärts treibt zu dem großen Ziel der Völkerrfreiheit und des Völkerfriedens, dem wir an diesem 1. Mai huldiven wie an jedem andern.

In dieser Zeit, in der alle Naturkräfte der Menschheitsentwicklung gegen einander losgelassen sind, sollte keinem die Weisheit fremd bleiben, wie eng Segen und Fluch, Zerstören und Schaffen nebeneinander wohnen. Er wird dann verstehen, warum dieser Mai 1917, von so vielen Hoffnungen aber auch von so vielen Befürchtungen begleitet, seinen Einzug nimmt. Treibt ein Wille, der nur Ziele aber keine Wege sieht, zu wilder Verzerrung, so strebt ein anderer aus dem Chaos der Welt zu planvoller Gestaltung und trommelt der eine zum Generalstreik gegen den Krieg, so ruft der andere: Auf nach Stockholm!

Auf nach Stockholm! Könnte es einen besseren Ratgruß geben als diesen?

Die sozialistische Aktion für den Frieden.

Aus dem Nachlaß von Jean Jaurès.

Jaurès schrieb den Artikel, dem das Folgende entnommen ist, zwischen dem 2. und 5. Juli 1914 für eine südamerikanische Revue, die, bevor der Artikel eintraf, ihr Erscheinen einstellen mußte. Unter Jaurès' nachgelassenen Papieren fand sich das ihm von der Post zurückvermittelte Manuskript des in der „Gummita“ später veröffentlichten wurde. Uebersetzung von Karl Adler. Feb. d. „Sociv.“

Obwohl die militärische Organisation bietet die sozialistische Partei der diplomatischen Führung einen bestimmten Plan dar, eine Organisation des Friedens, wenn ich so sagen kann. Die Vetenerung des Willens zum Frieden wäre zwecklos, wenn man nicht wüßte, auf welchen Grundlagen dieser Frieden ruhen soll. Von internationalen Schiedsgerichten bei allen Konflikten zu sprechen, wäre ettel, wenn man nicht wüßte, von welchen

Rechtsgrundsätzen die Schiedsrichter sich leiten lassen sollten. Das würde den Zufall und die Willkür der Entscheidungen bedeuten: das heißt also, eine andere Form von Vergewaltigung, und die rohesten Formen der Gewalt würden alsbald aus diesem Rechtswirrwarr neu entstehen. In dem Urteil, das sie über die Ereignisse fällen, in der Haltung, die sie anraten, sind die Sozialisten von einem dreieinigen Gedanken erfüllt.

Vor allem wollen sie, daß die Volksteile, welche die Gewalt der Eroberung erduldet haben, Freiheitsbürgerschaften und die Selbstverwaltung erhalten, die ihnen gestatten würden, ihrem eigenen Wesen gemäß sich zu entwickeln, zu denken und zu handeln, ohne daß es notwendig wäre, die durch Gewalt geschaffenen Rahmen durch Gewalt zu sprengen oder zu ändern. Sie sind nicht der Meinung, daß durch den Lauf der Jahre, mögen es noch so viele sein, das Recht der Völker erlöschen könne; aber sie denken, daß die Mittel, dieses Recht zu fordern und zu verwirklichen, sich mit den Bedingungen der Zivilisation und den politischen Zustand der Welt ändern können. Die Demokratie ist eine große neue Kraft, die selbst den großen nationalen Fragen neue Lösungen weist. Gewiß, die unterdrückten, enteigneten, durch das aristokratische England ausgehungerten Völker haben mehr als einmal zur Gewalt gegriffen, sie haben die „Attentate“ verübt; aber endlich hat Irland — je mehr die englische Demokratie wächst — es nicht mehr nötig, um der Befreiung willen in jenem nationalen Zustand Zuflucht zu suchen und sich in einen politisch gesonderten Staat zu konstituieren. Und die Döme Rufe zu erlangen, hat es Irland genügt, eine fortgesetzte Aktion im englischen Parlament zu üben. Die Demokratie möge in Rußland sich entwickeln, und die finnländische Freiheit wird wieder hergestellt sein; dann wird Finnland seine volle Selbstverwaltung in der großen, gemeinsamen Freiheit wiederfindend, sich nicht besonders wünschen, als dem gewaltigen Leben des russischen Volkes angegliedert zu bleiben, das dann ein freies Volk geworden sein wird. Die Demokratie möge sich in Rußland, Deutschland und Oesterreich-Ungarn vollends durchsetzen; die polnische Frage, die schleswig-holsteinische und die elsaß-lothringische Frage, die Frage von Bosnien-Herzegowina und Kroatien sind gelöst, ohne daß die Völker gegeneinander geschleudert wurden, ohne daß an das Schwert appelliert worden wäre.

Unser zweiter Grundsatz, unsere zweite Regel lehrt, Europa könne und solle in seiner wirtschaftlichen Ausbreitung über die Erde forschieren ohne die Unabhängigkeit der Staaten anzutasten, ohne ihre Bevölkerung zu vergewaltigen. Die Klugheit gebietet dies und die Billigkeit. Die Türkei teilen, das heißt nicht bloß ein Attentat begehen; das heißt im ganzen Gebiet Kleinasiens die unerbittliche Reduktion der europäischen Regierungen ins Spiel bringen. China zu zerstückeln oder dies zu versuchen, bedeutet nicht allein ein Verbrechen begehen, die Bildung eines großen Organismus aufhalten, der sich den Bedingungen des modernen Lebens anzupassen versucht, es bedeutet die Herbeiführung eines ungeheuerlichen Zusammenstoßes der verschiedenen Bevölkerungsteile Europas. Ohne Zweifel ist das Zerstückeln, die Eroberung und das Knechten für die ungebildeten Völker der anscheinend bequemste Vorgang. Es ist oder scheint wenigstens beschwerlicher, sich zu einer langen und langsamen wirtschaftlichen Durchdringung zu bequemen und Handelsbeziehungen mit allen Völkern zu entwickeln, ohne sie zu unterdrücken, ohne sie anzugreifen. Aber wenn dieses Streben schwieriger ist, so steht es auch höher und ist fruchtbarer. Vielleicht wird die Klugheit sich hier auf die Seite der Gerechtigkeit stellen. Nach mehr als einem Zeichen zu schließen, scheint es, daß die nach Größenwachstum gierigsten Regierungen vor einer allzu umfassenden Ausdehnung ihres Machtbereiches erschrecken. Seine Herrschaft in der ganzen Welt ausbreiten, sich Gebiete aneignen, Protektorate errichten, Einflusssphären von einer so unbedingten Abgeschlossenheit festsetzen, daß sie einer kriegerischen Besitzergreifung gleichen — das bedeutet für ein Volk, seine verwundbaren Stellen vervielfachen.

Das Beste wäre es, und darin gipfelt die dritte vom Sozialismus vorgeschlagene Regel, ein Uebereinkommen der Völker Europas zu erzielen in einer Vereinigung der Industrie-, Handels- und Finanzkräfte zur vorteilhaftesten Bewirtschaftung der Erde. Kein ausschließendes Protektorat, kein Monopol, sondern eine Verbindung, in der jede nationale Gruppe Einfluß hat, ihrer wirklichen Leistung, der Summe von Kapital, der Summe von Arbeit entsprechend, die sie an das Unternehmen zu wenden entschlossen ist. Schwierigkeiten werden sich in der einen oder anderen Einzelheit bei der Anwendung dieser Regel ergeben können, aber eben hier wird das Schiedsgericht, von einem Grundgesetz geleitet, eingreifen. Und im ganzen wird es leicht sein, alle Ansprüche zu verödnen und allen echten und ernsthaften Produktionskräften freies Spiel zu gewähren. Ebenso wie der Demokratie eignet dem Kapitalismus eine Geschmeidigkeit in den Ausnahmefällen, eine biegsame Anpassungsfähigkeit, welche die Lösung von gar vielen Dingen möglich, sogar leicht machen. Hochmut und Unwissenheit entzweiten im Grunde die Völker weit öfter wie ihr Eigennutz. Auf der bestimmten Grundlage der Rechlichkeit können die Interessen sich einander anpassen und es ergibt eine natürliche Grenze der Ansprüche, da es eine Grenze für deren natürliche Bedeutung gibt. Im Gegenteil: Rechtlicher ist unerträglich, und das sozialistische Streben geht dahin, sie aus den menschlichen Angelegenheiten auszuschalten.

Aus alledem erfieht man, wie unsinnig die Behauptung ist, der Sozialismus sei eine rein kritische und verneinende Kraft. In den Fragen aller Art schafft er gleichzeitig kritisches und schöpferisches Werk, Laten der Opposition und Laten der Organisation. Und darin liegt zweifellos der entscheidende Grund seiner Fortschritte. Er wird immer mehr als die richtige Lösung sich erweisen, oder wenn man es lieber anders sagen will, als das einzige System von Lösung.

Ein Arbeitstag am Kilimandscharo.

Von Ingenieur Julius Ligodi, Bana resu.¹⁾

Der Verfasser war als Ingenieur des Vermessungsbüros für eine Berliner Eisenbahn-Baugesellschaft in Deutsch-Ostafrika bei den Vorarbeiten und dem Bau der verlängerten Usambarabahn tätig.

Es ist noch frohlichere Nacht, als der Morgen um 4 Uhr raschell. Der Morgenwind weht frisch durch unser „Heim“, eine kleine Strohhütte.

Koch hat die letzte Gattin die Küchenmannschaft im Schwung. In wenigen Augenblicken prasselt draußen das Feuer in der Küchenhütte, und kaum hat der Herr Nassai unsern Jumbo²⁾ gesattelt, steht auch die Suppe fertig auf dem Tisch. Während ich meinen Adam häute, wird die Futterkiste zurechtgemacht. Um 1/2 6 Uhr ist auch meine Leib- und Reggarde, 12 Mann hoch, mit dem Arbeitszeug abmarschbereit in Reih und Glied aufgestellt. Im guten Schritt, noch im Finstern, reiten wir ab, nach Norden auf unserm Berg der Geister zu. Mitten in der Wildnis bleibt meine Frau mit dem schwarzen Haus- und Lagerpersonal zurück. Ohne Angst zu haben, liebe Leserin.

Mein Jumbo trottel wader dahin; vor ihm als Pfad-Leuchter ein Schwarzger mit der Sturmlaterne. Minute um Minute streicht dahin. Die Ohren lassen, nicht weit vom Wege im Busch, ihr letztes Morgenlied erklingen, u-u-iel, u-u-iel. Ab und zu hört man auch noch einen Leoparden heulen; aber der Herr der Steppe, Bana Simbo³⁾, er schweigt. Er schläft schon wieder und verdaut sein Nachtmahl. Ganz langsam beginnt sich das Dunkel der Nacht aufzuhellen. Es ist nämlich ein Märchen, bereicherter Leserkreis, daß in den Tropen, pflüch, ohne Uebergang, die Nacht dem Tage weicht. Die Dämmerung dauert auch hier gut eine halbe bis dreiviertel Stunde. Bald nach 10 Uhr scheiden wir unsern Laternenmann nach hinten. Der schmale Buschpfad, einst von Elefanten querfl ausgehret, ist schon so weit zu erkennen, daß wir ohne künstliche Erleuchtung auskommen. Immer mehr naht der Tag.

Pflüch, als wir um eine Bergnahe biegen, taucht der Kibo⁴⁾ in der Ferne auf. Unser höchster deutscher Berg zeigt sein Antlitz. Der obere Teil, ewig mit Schnee und Eis bedeckt, wird gerade von den ersten Sonnenstrahlen getroffen. Der Anblick ist so überwältigend, daß ich mein Tier pariere und mit kurzer Handbewegung auch meinem Gefolge Halt gebiete. Andächtige Stille, tiefes Schweigen ist um uns. Koch liegt alles im wesenlosen Scheine, nur des Berges schimmernde Krone gibt unserm Auge Halt. Ich gehöre in der Heimat schon lange nicht mehr zu den Fremden im Lande, doch jetzt paßt es mich wieder. Die ewige Wangnis vor der Unendlichkeit, vor dem Unbegreiflichen schlägt mich in ihren Vann. „Sagt mir, was bedeutet der Mensch?“ Tiefste Ehrfurcht nimmt von meinem Innern Besitz; ich neige mein Haupt vor der Uermacht. — Doch der Tag fordert sein Recht; ein leiser Ruck und weiter geht's. Ein Viertel vor Sechs, fast ist es heller Tag, tauchen die ersten Hüften am Wege auf, die uns die Nähe vom Lager unseres Schichtmeisters anzeigen, dem wir unsere Morgenvisite zugebracht haben. Neben der eigenen Arbeit haben wir noch die Aufsicht über die Erdarbeiten usw. auszuüben. Ab und zu verspüren wir also den moralischen Drang, unser väterliches Auge auf den richtiggehenden Arbeitsbeginn zu werfen. Unser Jumbo hat inzwischen auch schon Wind bekommen, daß ein befreundeter Stall in der Nähe ist. Riel-leicht spielt auch eine stille Liebe mit. Kurzum, auf einmal hebt er den Kopf, fängt ganz furchtbar an zu wiehern, und ab geht er. Sein stolzer Reitermann immer mit. Mit Husfa und Halloh fäumen wir durchs Lager und erst unweit der Ställe läßt sich mein „Kob“ zügeln, so daß wir halbwegs anständig beim „Hertenhaus“ (Strohhütte wie oben) vorreiten können.

Unsere lieben schwarzen Brüder, 200 hat dieser Schacht, sind eisenden Laufes dabei, ihre Arbeitswilligkeit an den Tag zu legen.

In Gliedern zu Bieren nehmen sie Aufstellung. Der Namensaufzug durch den deutschen Vorarbeiter geht im Handumdrehen vor sich. Lohnd und singend ziehen sie von dannen. Da es sich bei dieser Arbeitsstelle um einen großen tiefen Einschnitt handelt, der dicht beim Lager liegt, sehen wir die ganze Gesellschaft schon emsig am Werk, als wir 10 Minuten später mit dem Schichtmeister die Arbeitsstelle abgehen.

Bald können wir uns verabschieden. Besondere Schmerzen des Herrn sind zu Notig genommen, um die verkehrliche Oberleitung damit zu erfreuen. Diese befindet sich in Duilo, am Ende der fertigen Bahn, also am Beginn der Neubaustrecke. Mit Freuden wartet sie darauf, von ihren Sektions-Ingenieuren reichliche Zuschriften zu bekommen. Manchmal freut sich der Ober auch nicht und ist sogar so unfreundlich, daß zum Ausdruck zu bringen. Na, reden wir lieber nicht drüber. —

Unsere Reggarde ist wieder vollständig bei uns. Gemeinsam ziehen wir in den Busch hinein. Einige Kilometer weiter soll ein Wohnhof hindommen und den wollen wir genauer pimern.⁵⁾ Es ist nicht mehr weit von 7 Uhr, wie wir unser Instrument aufstellen; ausgerechnet jetzt gerade kommt die liebe Sonne über das Vore-Gebirge⁶⁾ hinweg. Ehe sie sich aber auf unser Instrument stützen kann, steht auch schon der große Schirm (Kaliber Marktfräule) zur Abwehr geöffnet da. Nun geht alles seinen Gang. Meine Leute sind alle Rehleute, einer von ihnen kann sogar das Instrument aufbauen, manchmal etwas windschief zwar, aber es fällt wenigstens nicht um.

Wir arbeiten unsern Pah. Nach geraumer Zeit — nach der Sonne und unserer Reggen-beklemmung zu urteilen, muß es ungefähr 1/10 Uhr sein —, beschließen wir zu frühstücken. Drei Mann erhalten Anweisung zu den Vorbereitungen unter dem nächsten schattigen Baum. Der Futterkistenmann klopft drei kurze Pfäffchen in die Erde, darauf kommt unser mitgebrachter Topf mit bito Wasser, und mit einigen trocknen Zweigen wird ein lustiges Feuerchen entfacht. Drei Mann machen ein kleines Pfäffchen von Strauch und Dornen frei. Ehe fünf Minuten vergangen sind, ist der Langstuhl aufgebaut und wir können einen Verschnaufser tun. Schon laßt das Wasser, für Erbsmehl ran und bald meldet der Feldoch: „Bana, jote tojari“⁷⁾. Ach, wie schmeckt du prächtig. Als Zusatz ein Erdhchen Solami mit Butterbrot. Nun soll einer sagen, was 'ne Sache ist. Mitten im weiden Afrika. In einer halben Stunde haben wir ausgemacht. So lange dauert es manchmal in Deutschland auf dem Lande, ehe im Dorf-Wirtshaus das Feuer im Herd brennt. —

Es wird weiter geschafft. Unser nötiges Pensum ist erledigt, als die Sonne scheidetrecht steht. 12 Uhr mittags. Bei uns hat der Tag nämlich zwei Schichten. Vormittag Aufendienst, nachmittags häusliche Verarbeitung und Schreibkram, d. h. wenn nichts dazwischen kommt.

Wir pöden ein und hau'n ab. Unser Jumbo tritt wieder in Funktion, und in schlankem Trabe, auf kürzerem Wege, geht nach Hause. Der Herr Nassai folgt dicht auf, das macht ihm gar nichts. Die Kolonne kann sich Zeit lassen.

Diesmal vergeht kaum eine knappe Stunde, als sich in der Ferne unser Lager zeigt, das auf einer kleinen Bodentwelle liegt. Die große Lagerflöße, schwarzweißrot, flattert von hoher Stange lustig im Winde. Ich forme meine Hände zum Schallverlärser, und „Scha-tul-la“⁸⁾ hallt es weitläufig ins Land. Mein Hunger ist zwar noch gar nicht so mächtig, aber „Scha-tul-la“ klingt so hübsch und gut in die Ferne. Richtig, kaum erschallt mein Ruf, taucht aus schattigem Haus eine weiße Gestalt auf. Die Bibi kuba⁹⁾ hat den Ruf des Bana kuba¹⁰⁾ vernommen. Auch andere Gestalten sieht man bald hin und her huschen. Das Lager gerät in Bewegung. Alles rührt sich. Besser ist besser. Denn man kann nie wissen, ob der Bana kuba voll guter Laune zurückkommt. Dann gibt's nämlich Kelele mingi¹¹⁾, wenn nicht alles in Ordnung ist.

Aber der Herr ist fröhlicher Hergens. Immer und immer wieder hallt sein „Scha-tul-la“ von den Bergen zurück. Fast sind wir am Ziel; da auf einmal bricht's durch die Büsche: Bog stürmt an, mein treuer Bog. Er kann sich kaum lassen vor Freude. Was so ein Hund doch für Gefühle an den Tag legen kann. Manche Menschen sind die reinen Eisfremden dagegen.

Nun kommt auch wieder Leben in unsern Jumbo, der beim gleichmäßigen Trott im glühenden Sonnenbrand beinahe eingeduffelt wäre. Die letzten paar hundert Schritte geht's heidi. Dicht am

Flüggenflod ist Holl. Runter vom Gaul und schnell hinein in die schattige Bude. Parbon: Herrenhaus. Unser Zeug ist pitshenaf; ausziehen, abreiben, neu einflusten, ist eins, zwei, drei, gefscheben.

„Tajari, mtoto lette schatulla“¹²⁾. Es gibt, wie fast täglich, zur Einleitung Brühe aus Rinderfilet mit Einlauf aus Eiern. Dann noch ein paar Kleinigkeiten. Kaum ist der letzte Bissen hinunter, liegen wir auch schon im Langstuhl. Unsere liebe Frau setzt sich dazu, um die Fliegen unserm Schlummer fernzuhalten.

Ein kleines Stündchen süßer Ruh, schon ruft wieder die Pflicht. Der Lagerwächter meldet: „Bana, msungu tafuja“¹³⁾. Richtig, ein Dur kommt, die Ankunft seines Reiswagens melden, der in mein Magazin entladen werden soll. Unser Lager liegt zwar oben am Fuße des Gebirges, 2 Kilometer vom „Fahr“weg ab, ich habe aber bis dahin einen ganz netten breiten Weg durch den Busch freischlagen lassen. Trotzdem meint der Herr frachtfahrende „treu-berzig“ Dur, er könne mit dem Ochsenwagen nicht bis zu mir fahren. Und richtig. Als ich schnell meinen Jumbo nehme und hinunterjockele, liegen die Reisfäde schon am Wege. Mit so einem häßlichen Menschen wie einem kurischen Frachtfahrer nun erst großes Schauri¹⁴⁾ abzuhalten, wäre völlig verlorene Zeit.

Es muß also alles an Schwärzen heran, was Arme und Leine hat. Gegen Abend liegt der Reis wohlverwahrt im Lagermagazin, als Reserve auch für andere Kolonnen. Meine Berechnungen und Pläne durften sich inzwischen ausdrüben.

Die Sonne steigt nun schon in die Steppe am Meru hinauf. Es geht auf 6 Uhr zu. Wir fangen an, Feierabend zu machen. Erst allgemeine große Schauri über die morgigen Arbeiten, was alles mitzunehmen ist. Viehlei Pfähle, Farbe, Stangen usw., usw. Dann gibt's Poscha.¹⁵⁾ Jeder empfängt ein und ein halbes Pfund Reis, und nun steuert alles damit seinen Hütten zu.

Unser Arbeitstag ist zu Ende. Während die Sonne am Verlöschen ist, schlendern wir beide Hauptpersonen, und Bog nicht zu vergessen, noch eine Viertelstunde auf und ab. Und köhnen. Erst was der Tag brochte und der morgige bringen soll, und dann ein ganz kleines Bishen, wie immer, von zu Hause. Von Berlin natürlich. Erst ein Jahr liegt hinter uns und noch 18 Monate sind abzuteihen. Aber ganz langsam, wie aus weiter Ferne, zieht die Heimkehr allmählich in unsere Gespräche hinein. Noch einmal gibt's Schatulla, dann geht es bald Kulala.¹⁶⁾ Gut zwei Stunden sind noch den Büchern und Zeitungen gewidmet. Darauf heißt es: Kuffima taa, Lampen aus.

Anmerkungen. ¹⁾ Der lange Herr. ²⁾ Reultier. ³⁾ Der Herr Löwe. ⁴⁾ Der höchste der beiden Gipfel des Kilimandscharo-Gebirges (6010 Meter). ⁵⁾ Vermessen. ⁶⁾ Gebirgszug im Norden Deutsch-Ostafrikas, an dessen Fuß die Nordbahn entlangzieht. ⁷⁾ Herr, alles fertig. ⁸⁾ Essen. ⁹⁾ Große Dame (Herrin). ¹⁰⁾ Großer Herr. ¹¹⁾ Viel Krach. ¹²⁾ Bin fertig, Knabe bringe Essen. ¹³⁾ Herr, ein Weißer kommt. ¹⁴⁾ Verhandlung. ¹⁵⁾ Nahrungs-mittel. ¹⁶⁾ Schlofen.

„Utopisten“.

Man schreibt uns aus bürgerlichen Kreisen: Im Juni 1915, nachdem Italien den Krieg erklärt hatte, schrieb ich in mein Tagebuch:

„Dierzig bis fünfzig Sozialisten waren es, die im italienischen Parlament gegen den Raubkrieg stimmten. Sie allein hielten unter ein paar Hundert Parlamentariern Herz und Hand rein, sie verabschiedeten es, den eklatanten Tanz der „Bürgerlichen“ um das goldene Kalb der Verblendung, des Erlaufens mitzulassen. Sie handelten nach ihrer uneigennütigen, gedankenreinen Weltanschauung, die den Frieden unter der Menschheit will und ihn für möglich hält. Die Weltanschauung der Bürgerlichen im Parlament Italiens war Eigenruhm, Gedankenfunde. Darum wurde das Volk des sonnigen Südens auf den Blutanger gejagt. Allenhalben im „Bürgerturn“ Deutschlands wurde die Barmut, die Charakterfestigkeit der italienischen Sozialisten gepriesen. Nicht zuletzt von jenen, welche sonst die Sozialisten als „Utopisten“ abtun, besonders soweit deren Auffassung über den Weltfrieden in Betracht kommt. Sonderbar, daß man so kräftig mit der Friedens-„utopie“ der italienischen Sozialisten sympathisierte, einer „Utopie“, die doch nur aus der sonst in Dairich und Vogen als utopisch erklärten Weltanschauung der Sozialisten erwuchs!“

Als es im Mai 1915 ganz außer Zweifel war, daß Italien auf der Rippe stand, hatte Europa beinahe zehn Monate eines „frisch-

Beatus Mensch.

Von Curi Morca.

Wir standen auf der Hauptstraße von Bjae und schauten nach Osten, wo die Dämmerung glasig wie Starckrompf den Himmel überfroh. Das Dorf lag als eine ausgekohlte Schlachthalde um und herum. Nur die kalkigen Mauern einer Fabrik ragten unverfehrt noch, und dort hatten wir unser Lazarett eingerichtet.

Die dürre Straße war ausgefurcht vom schweren Rollen der Wagenzüge, zertriften wie ein Flußbett nach der Frühjahrsslut. Wir standen in ihrem weichen Staube und sahen ostwärts, wo die Schlacht ging. Dort lagen die Kämpfenden unter dem Brüllen von tausend Geschützen, deren Dröhnen in schärferen, maßlosen Wogen an die Däne unserer Stille rollte. Sie überschütteten uns mit zerreißenem Lärm und schwallen über uns hinweg, bis sie in der Ferne, wo die Karpathen wie eine hohe Kuffe des Friedens frügen, zerstrigten.

Wir hatten einen Blick über das Land, das von der Plank der Berge abfiel und sich zum großen Strome hinunterstrüfte. Auf dem Gefälle der Wege zogen dunkle Kolonnen: neues Korn in die Mühle des Krieges, die in der Ferne malnte und immer neue Waffen schlang, während sie ihren Abfall in kaligen, blutigen Haufen brutal answarf und abstieß. Die ersten Verwundeten hatten wir versorgt. Sie waren verbunden und lagen in der ausgeräumten Fabrikhalle nebeneinander auf dem Stroh, einer neben dem anderen, ganz sachlich geordnet wie Aktenbündel — Aktenbündel zum großen Gerachtstag der Völker. . . . Und es standen, blutig geschrießen, Anflage um Anflage auf ihren Seiten. . . . Doch das war nicht unsere Sache. . . . Wir hatten an anderes zu denken; auf die neuen warteten wir, die kommen sollten, und schauten gegen Osten. Und sie liehen uns nicht lange warten. Langsam kamen die Wogen die ansteigende Landstraße herauf; sie broachten schwere Ernte heim von den grauen Feldern der Schlacht.

Einer nach dem anderen haben die Träger herab; die Schwerverwundeten lagen auf ihren Bahren wie die gemeinsten Steinnäher auf den Grabmalern in unseren Kirchen. Die, welche gehen konnten, schleppten sich selbst heran. Koch alle trugen sie die Geschosse wie Samenförner ins Fleisch eingekapselt. Ein Schorf von Blut und Staub krustete auf ihren Uniformen und den durchbluteten Verbänden. Einigen brach schon das lohende Fieber aus den geschliffen Augen. Und drinnen gliederte sich die Kette der Verwundeten umeinander. Wir mußten alle da behalten, konnten sie nicht weiter zurück

befördern, solange die Züge durch eine gesprengte Brücke gehindert waren, an uns heranzukommen.

Unter den letzten, die an diesem Abend eingeliefert wurden, war ein Mann, der keine Uniform trug. Wie die Leute des Landes war er gekleidet. Er hatte eine Kugel in den Rücken bekommen. Ich fragte ihn nach seiner Verwundung, aber er antwortete nicht; er sah mich nur mit weit aufgedrehten Augen an, als verstünde er meine Sprache nicht, und in diesen Augen war noch das Licht, das dem Himmel dieses Abends schon lange entglitten war; sanft verfunken ruhte es zwischen den Lidern. Ein Soldat, der dabei stand, antwortete für ihn, da der Fremde schwieg. Seit Tagen war er ihnen gefolgt, suchte die Felder nach Verwundeten ab, erntete unermülich ein, was er zwischen die Furchen der zerwühlten Erde geschleudert fand und schied nicht Freund von Feind. Als er in einem erkämpften russischen Graben aus einem Leichenhaufen Atmende aufdecken wollte, schoß ein mongolischer Hund, der mit zerrißnen Bein in Stroh verwühlt lag, ihn in den Rücken. Er aber schüttelte nur den Kopf und schleppte den Asiaten zum Verbandplatz. Die Kugel war nicht tief gedrungen, aber sie hatte die Kraft aus dem Körper entbluten lassen.

Nun lag er mit einem frischen Verband auf seinem Bündel Stroh. Ich beugte mich zu ihm, denn Teilnahme breitere in mir sich aus, und fragte nach seinem Namen; er war kein Soldat, und ich durfte ihn stillschweigend nicht aufnehmen. Auch wußte ich über ihn nichts weiter, als was jener Soldat mir erzählt hatte: eines Tages war er dogewesen und ihnen schweigend gefolgt.

Er drehte mir langsam sein in Dämmerung verfunkenes Gesicht zu, ein Strahl der Lampe umschneit mit Glanz sein Profil. „Ich heiße Mensch. . .“ sagte er ernst.

Ich lächelte. „Mensch. . . So nennen wir uns wohl alle,“ entgegnete ich.

„Sa,“ sagte er, „doch es sollten nicht alle diesen Namen tragen. . . Ich aber heiße Mensch. . . Beatus Mensch. . .“

„Ja,“ erwiderte er. „Er scheint es Ihnen so sonderbar? Ich frage den Namen aller, und er macht mich namenlos. . . Er ist in aller Mund und alle verschweigen mich, wenn sie mich nennen. . .“

„Woher kommen Sie?“ fragte ich weiter.

„Aus dem Dasein. . .“ antwortete er und richtete seine heißen Augen wie zwei verschleierte Sonnen auf mich.

Seine Stimme ging wie weiche Musik in mein Gehör, sie löste in seinen Worten den Klang des Sonderbaren auf und bezwang Widerstrebendes in mir.

„Ich weiß,“ sagte ich unbeirrt, „auch darin sind wir uns alle gleich — aus dem Dasein kommen wir alle. . .“

Sein Gesicht öffnete sich einem großen Verlaubern, und er schüttelte den Kopf. „Wer kann mit Gewißheit sagen, daß er aus dem Dasein kommt? — Es ist nicht jedes Leben ein Da-Sein. Mein Leben war Da-Sein.“

„Nun ja,“ lenkte ich ein, „aber ich wollte wissen, aus welcher Gegend Sie stammen. . .“

Er machte eine große Bewegung und wies mit der Hand zum Osten, während er antwortete: „Von dort — wo die Sonne aufgeht. . . Daher bin auch ich gekommen. . .“

Nun, ich war es gewohnt, daß Männer, die monatelang unter dem mühenenden Hämmer der Geschütze gelegen, durch deren Hirn die Ungewißheit von Tod und Leben gekreist, in verworrenen und unklaren Worten redeten; aber dieses Mannes Sprache war in einer anderen Weise freud und ungedöhnlich. Es war nicht Wiederhall frommer Legende, der aus ihm klang, nicht heraussteht Frömmigkeit; in ihm war großes Erlebnis und redete in Worten, die wie Strahlen der Frühsonne in den Dauschenden fielen. In diesem Manne war Besonderes, fühlte ich.

So grub ich mich weiter mit Fragen an sein Innerliches heran. Ich forschte ihn aus nach dem Antrieb und Sinn seiner Handlung. Und jeder Frage hallte aus ihm Antwort wider, während seine Erlöseraugen tieferen Glanz entstrahlten.

Er schien erfüllt vom Bewußtsein einer höheren Bedeutung, die sein Wort mit Klarheit durchbrach. Ich durfte sein Wesen nicht frank nennen und mußte mich doch hüten, an Geheimnisvolles zu glauben. Etwas, das ihn über Gewöhnliches hinaus hob, lebte stark in ihm. Es konnte Gläubigkeit sein, Frommheit, Fanatismus.

Ich beugte mich tiefer an sein Ohr und fragte leise in ihn hinein: „Schmerzt die Wunde?“

„Nichts ist ohne Schmerz,“ sagte er; „mich schmerzen die tausendmal tausend Wunden, die jeder Tag schlägt; aus allen aufgerissnen Atern blutet mein Blut, mich durchquert aller Krampf der Sterbenden, meine Rehle zerreiht der Säure aller Gemordeten, und die Gut der Fiebernden löst mich aus. . .“

„Sie lieben den Frieden,“ flüsterte ich. „Darum haben Sie sich in den Kampf begeben? — Was haben Sie erlebt, Beatus Mensch, daß Sie so wund sind, wund bis an die Hirnhaut. . .?“

„Meine Seele ist durch das Leid der Welt gewandert; nun darf sie heimkehren und Ruhe haben. . .“ antwortete er. Heiligkeit war in diesem Witzfühl aller Sündfälle und irabte aus ihm. Unsere Stimmen klangen gegeneinander wie Ruf

fröhlichen* Krieges hinter sich. Man schauderte vor der Vernunftlosigkeit, welche die Erde besaßen, und selbst das sonst die „Notwendigkeit“ des Krieges sans phrase vertretende Bürgergertum begriffte, wenn auch uneingeständenermaßen, brünstig jede Bewegung, die dem Kriegesirubel entgegenströmte. Entsetzt sah man, wohin die Fahrt unter der bürgerlichen Aufassung gegangen war. Soziologische Christen, Herolde einer bannverschreienden Weltidee, erschienen im Gefraßel zusammenhängender Lehren diejenigen, welche, ohne von Eigennutz und Schlagworten geleitet zu sein, sich der Ausdehnung des Kriegesbrandes aus rein idealer Gesellschafts- und Weltansassung entgegenstemmten.

„Bruder du, verlästert und verfolgt!“ keimte es das erste Mal in diesen bürgerlichen Herzen auf. „Egendsvolle Vernunft, die du allein im tranken Brodem der Zeit verbliebest!“

In jenem Mai waren es die italienischen Sozialisten. Und heute wenden sich die Augen des bei Vernunft geliebten Bürgergertums, man darf sagen der ganzen Welt, der russischen und der mit ihr im Sinne der Friedensandahnung Fühlung nehmenden internationalen Sozialdemokratie zu. Von bösen Kräften gestützt wird nach wie vor jenes russische Bürgergertum, das nicht auf den Sieg auf dem Schlachtfelde, auf Eroberung verachtet will, in Letztergier verfunken scheint noch immer gegenüber der Herbeiführung des Friedens das Ton angegebene Bürgergertum hier und dort in Europa. Unverkennbar ist es wieder der Sozialismus, der unentwegt und selbstlos die Fadel der Vernunft emporhält, an dem sich der Weltfriede entzünden muß. Der Sozialismus nicht allein in Rußland, sondern auch in Deutschland und namentlich auch bei den nordischen Neutralen, welche letzterer sich augenscheinlich in verdienstvoller Weise vermittelnd mit den russischen Sozialisten in Verbindung gesetzt hat.

Wer im Bürgergertum, dem nicht die Augen geschwollen sind vor Vorurteilen, bösem Willen, der nicht sympathisiert mit unnatürlichen Verzerrungen der Landkarte, will — heute mehr denn je — die jenseitigen Sozialisten, die, abweichend von einer gewissen sich kriegswütig gebenden Sorte „Sozialisten“ bei den Westmächten, für den Frieden eintreten, noch „Utopisten“ heißen?

Nicht dünkt es, als ob es lediglich die sozialistischen Gedankengänge sein werden, die schließlich in der Welt zur Woge emporbranden, welche den Frieden aus zerfurchte Land trägt.

Wer will heute noch, wie vielfach im Beginn der Kriegeswirren, sich unterfangen, vom Zusammenbruch des Kartenbaues der Internationalen zu reden? Wo alles gewankt hat und gestürzt ist, und allein die reine selbstlose Lehre des Sozialismus wie ein tröstliches Evangelium blieb?

Wehr denn je vertieft sich der Glaube, daß die bloße Theorie weniger bei den Sozialisten als bei anderen gehätselt wurde, daß dagegen Fleiß und Blut im Lehrsaal des Sozialismus zu Hause ist.

Es werden — den Eindruck habe ich, namentlich in der letzten Zeit, im vernünftig und täuschungslos gebliebenen Bürgergertum, vor allem aber in meiner Militärzeit gefunden — aus diesem Kriege mehr Sozialisten heimkehren als hineingezogen sind. Und wenn je der sogenannte Pazifismus seine Lebensberechtigung erlangt hat, dann ist es in diesem Kriege gewesen.

Käthe Kollwitz.

Zu der Ausstellung bei Cassirer.

Es ist nicht wahr, daß wir jemals gesagt hätten, die Kunst bilde keinen geistigen Inhalt, sie müsse sich damit zu Frieden geben, optischen Gesetzen und der Empfänglichkeit der Sinne zu genügen. Solche Theorie wäre Unsinn und würde von jedem starken Künstler, von jedem produktiven Willen, der das Gegenteil beabsichtigt, schonungslos durchbrochen werden. Worauf es ankommt, ist nur dieses: daß Geist und Form eine Einheit bilden. Das Metaphysische muß von der Technik getragen werden, muß in ihr eingeschlossen sein, muß aus jedem Strich hervordringen. Insofern gibt es keine große Kunst, die nicht Erkenntnis von einer bestimmten Art des Weltgeschehens, der Menschlichkeit wäre. Die Form ist das unsterbliche Gefäß für die höchsten und geklärtesten Regungen des Geistes; die Form heißt Lebend, auch dann, wenn die Verstände, die Leidenschaften und die Sehnsüchte, die sie hervorgerufen haben, längst vergangen sind.

und Wiederhall. Mit einer großen und ruhigen Geste brach er das Gespräch ab und ließ die Lider schwer über den Glanz der Augen fallen.

Gestalt und Wesen dieses Mannes aber folgten mir, durchdrangen selbst Schlaf und Traum. Auch der neue Tag fand mich nicht williger, Wunderliches zu glauben, Ungeheures zu verneinen. Ich fand Beatus Mensch am Lager eines Soldaten, den der Tod gezeichnet. Er hatte sich stark genug gefühlt, sich zu erheben, und als ich ihm seine Eigenmächtigkeit verwies, lächelte er sanft und sagte leise: „Leben kann der Mensch allein, aber allein sterben ist schwer... Wo sollte ich sein, wenn nicht bei den Sterbenden?“

Ich ließ ihn nach seinem Willen tun; er sah bei den Verwundeten und tröstete sie, ihr Schmerz wurde vor ihm stumm; er sprach den Sterbenden vom Leben und sie glaubten, den Sehnsüchtigen zeigte er die Erfüllung und sie fanden Aufschwung, die Hoffnungslosen stärkte er mit neuen Verheißungen und vor den Wunden ließ er den Glanz kommenden Friedens warm erstrahlen. Wunder quollen aus seinem Wesen; er gab sich hin an die Geschlagenen und sie empfingen ihn, schmachtend nach Stille und inbrünstig, wie eine Kommunikation. Er aber stand in diesem Geschehen zwischen Traum und Wirklichkeit. Nicht durchdrangte die löstende Schwüle des Raumes, und es spannt sich um ihn wie eine heimliche Glorie.

Er war diesen Männern, die den Staub der Schlacht noch an sich trugen, nicht fremd. Ich befragte diesen und jenen; irgendwo einmal war er mit ihnen gewesen, so sehr sie auch hier sich aus dem großen Ungeheuer der Kampfspläne zusammengeworfen fanden. Irgendwo einmal hatte er mit ihnen sein Brot geteilt, neben ihnen in der Ackerfurche geschlafen, den Verband um ihre Wunden geschlungen, mit ihnen unter der wählenden Hand des Todes gestanden. Und sie hatten seine Macht innig und voll Demut empfunden.

Welcher Geist stählte ihn auf zu solchem Handeln! Aufregend stand in ihm dieser Wille, gütig zu sein; sich ganz zu erfüllen in tief begriffener Sendung; zu Haß, Grausamkeit, Tod und Schmerz als Gegensatz zu stehen; das Gewicht dieses ungeheuren Kriegesgeschehens auszugleichen mit einer mahllosen Opferliebe zu allem, was lebte.

Langsam begriff ich ihn und erkannte, daß er nicht fanatisch einer Idee gedachte, sondern alles der Notwendigkeit seines Herzens entsprang, daß nichts an ihm wissende Gebärde war, sondern verheerende Hingabe an die Not der Welt. Aus dieser wilden, irrenden Menschlichkeit strömte alle Güte zusammen in einem Menschen; sie bildete ihn zum jenseitigen Ausgleich gegen Mord, gegen Haß, gegen Taumel, gegen alle Verblendung, die die Zeit und die Geister überfingerte; sie

In solchem Sinne sagen wir, daß die Blätter der Käthe Kollwitz noch Kraft, Mut und Geist haben werden, wenn der Weltzustand, aus dem heraus sie gemacht sind und den sie auf eine äußerst gespannte, geladene Formel gebracht haben, zu den Sagen und schreckhaften Urwärdern einer überwundenen Vergangenheit gehören wird. In kommenden, glücklicheren Zeiten der Menschheit werden die von der Not, vom Hunger und von der Verzweiflung zernagten Gesichter, wie sie die Kollwitz in ihren Zeichnungen und Radierungen gebannt hat, noch einmal vergessene und überwindene Empfindungen vom Leibe der damals Entstebten und sich mühsam zum Licht Tastenden auflösen. Solche Ewigkeit hat sich Käthe Kollwitz gesichert, nicht, weil sie eine soziale Agitatorenin ist, nicht, weil sie sich von der Psychologie der Revolution entzünden ließ, sondern nur darum, weil wirklich jede Faser ihres Daseins und damit auch jede Hieroglyphe, die aus ihrer Hand strömt, ganz durchdringt sind vom Rhythmus der Zeit, vom Leiden und Sterben des Volkes und von der großen Hoffnung auf ein zukünftiges Reich. Alle große Kunst ist prophetisch, ist ein Schrei aus der Tiefe und ein Flug zum Himmel.

Man sagt, daß das, was die Käthe Kollwitz macht, häßlich sei; sie zeigt das Proletariat, schlechternährte, vom Schicksal bedrängte, niedergedrückte, zermalmte Menschen, hungrige Menschen. Sie zeigt Verzweifelte, Gehehte, Verlorene; sie zeigt, wie die Ausgestoßenen zur Waffe greifen, um, von ihr getroffen, zusammenzubringen. Sie zeigt die Kaserne der Unterdrückten, den blutigen Taumel um die Guillotine. Es ist eine ungezügelt Wildheit in diesen Blättern; angewollte Gemüter können wohl erschrecken. Es lebt in diesen Blättern aber auch eine große, verklärte Schönheit des Opfers und der Hingebung an das Gebot der Bruderschaft. Käthe Kollwitz ist wahrerwandt mit dem Jola des Germinal und dem Gerhart Hauptmann der Weber und des Pannele. Man erinnert sich vor diesen Dokumenten gequälter Menschheit an das alte, halbblinde, zerfurchte Grabesopfer, von dem Jola erzählt, und (wie es Hauptmann sah) an die feine Fähigkeit, die Kinder aus den schmalen Blütensäften armenförmigen Klee zu saugen wissen.

Die ganze Innigkeit ihrer Seele aber zeigt Käthe Kollwitz, wenn sie die Gemeinsamkeit von Mutter und Kind, die Zueinandergehörigkeit, die Zueinandergehörigkeit solcher Liebe, solcher Hingebung und solcher Hilflosigkeit erfüllt und in wenigen, von Empfindung durchpulsten, sachtlich hingestrichelten, aber doch rauhen und heftigen Strichen auf ein armselig Stück Papier bringt.

Nur wenn Inhalt und Form sich durchbringen, gibt es Kunst. Das ist das Ewigplastische aller Gestaltung. Geist durch Fleiß, und Sinnlichkeit in der Verklärung. Ascese im Rausch, und Leidenschaft in der Armseligkeit. An dem Werk der Käthe Kollwitz, die die Tochter eines freireligiösen Predigers und die Frau eines Armermanges ist, deren ganzes, warmes Herz zugleich dem Volke und der Kunst, dem Leide und der Sehnsucht gehört, wird die Zeugungskraft solch eines Dualismus offenbar.

Robert Breuer.

Eine prähistorische Operation.

Ueber zwei an vorgeschichtlichen menschlichen Schädeln entdeckte, einwandfrei nachweisbare operative Eingriffe veröffentlicht ein Mitarbeiter der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ aus eigener Anschauung eine höchst interessante Studie. Die besagten Schädel, die aus dem an Hundställen reichen Gräberfeld bei Münzingen unweit Bern stammen und im Historischen Museum der schweizerischen Bundeshauptstadt untergebracht sind, weisen nämlich beide sog. Trepanationsöffnungen auf, d. h. knochen chirurgische Eingriffe, durch die fernzeit die Schädelhöhle eröffnet worden ist. Der eine Schädel zeigt eine einzige, nach rückwärts in eine Spalte auslaufende Leffnung, der andere zwei einander symmetrisch gegenüberliegende nahezu kreisförmige Löcher in den Schläfenbeinen. Die Durchmesser der Leffnungen betragen 3 bis 5 Zentimeter.

Bei Betrachtung des Bundes drängt sich die Frage auf, womit der vorgeschichtliche Operateur die harte Schädeldecke des Menschen durchstößt haben mag, da ihm doch die notwendigen Instrumente, wie Meißel und Trepan, fehlten. Es liegt nahe, anzunehmen, daß zur Ausführung der Operation Sand und Stein gedient haben, solcher Art, daß man mit Steinwerkzeugen den Knochen durcharbeitete, wobei der Sand zur Erhöhung der Reibung zwischen Knochen und Stein gebracht wurde. Wenigstens spricht die Beschaffenheit des Randes für diese Art der Eröffnung der Schädelhöhle. Man schloß also das Schädelloch gleichsam durch. Das eine

stellte in ihm die ausgerottete Friedlichkeit wieder her und erlöste die Leidenden von der Brutalität des Krieges. In diesem Sinne ging er als Erlöser über die Felder des Mutes und hinterließ auf seinem Wege die Spur der Milde; er trug das heilige Feuer der Liebe durch die Nacht von Haß, und sein Auge verhielt Friede, der kommenden war. Das Lun seiner Güte überflog die rohe Gewalttat, die ihn umbrachte, und seine Friedlichkeit gipfelte über Getümmel, Fieber, Rausch und Feindseligkeit wie ein kristallenes Gebirge in reineres Licht...

Ich sah Beatus Mensch am Abend wieder und fand ihn bleich ruhend auf dämmeriges Lager verfunken. Feierlichkeit lag über Gesicht und Gestalt gebreitet. In seinen Augen wachte schlaffern aller Wille und alle Freudigkeit zu Güte und Liebe, Demut und jede Vereitschaft.

Ich neigte mich zu ihm und sagte: „Schlafen Sie... Schlaf heilt und stärkt, und Sie müssen müde sein...“

Er antwortete leise: „Ich muß wachen und warten...“

„Warten? Auf wen?“ fragte ich.

„Auf den, der mich heimruft,“ sagte er und fügte hinzu: „...den Tod...“

„Wer spricht hier von Tod?“ rief ich mit Verwundern.

„An einer solchen Wunde stirbt man nicht...“

Da hob er seine Hand in das sanfte Scheinen des Lichts und sagte: „Ich sterbe nicht an meiner Wunde — aber ich sterbe an den Wunden der Welt...“ Und er wandte den Kopf ruhig und bedeutungsvoll zur Seite und schweig.

Er war fieberfrei und hatte Kraft genug, zu leben, seine Wunde war ungefährlich. Woher diese Voraussicht nahen Sterbens? Vielleicht war es nur das gesteigerte, erschöpfende Mitfühlen der Not, die Menschen litten, deren Kreuzträger er sich fühlte. Und ich war voll Unruhe um das Schicksal, das mir so nah sich vollendete.

Am nächsten Morgen untersuchte ich Beatus Mensch und zog einen zweiten Arzt hinzu, weil ich allein nicht Verantwortung tragen wollte; doch die Wunde war rein und gut. Aber Veränderung breitere sich schon in ihm aus; er hielt den herben Mund geschlossen wie zu ewigem Schweigen, und die Augen sahen nach innen. Gegen Mittag fiel rotes Fieber ungestüm über ihn her; stumm lag er und glühte, als verzehre der Leib sich opfernd in einer letzten Tat der Liebe für die unsterbliche Not der Menschheit.

In der dritten Nacht starb er. Ich erwartete, daß wie durch mich ein Beben und Reiben durch die Erde gehe, aber der alte Planet schweig und hüpfte sich tiefer in Nacht.

Vom Sterbelager traten wir ins Freie hinaus. Finster flirte Nacht in das zertrümmerte Dorf. In der Ferne

brach enthielt außer dem Schädel auch noch das zugehörige Gesicht, das aber ziemlich müde war. Am Schädel fanden sich zwei Bronzefideln, an einem Fuß eine Kiste aus rotem Email. Diese Schmuckgegenstände sowie die Bestattung sprechen gegen die Annahme, daß es sich um Nord oder Westindien gehandelt habe, die Deutung auf Operation also hinwärtig wäre. Ebenso ist die Vermutung, daß es sich um einen Schädelbruch handeln würde, aufzugeben, da bei diesem der Rand des Lochs nicht rund sein könnte, sondern scharfe Zacken aufweisen müßte.

Nur bei einem Schädel weisen die Trepanationsöffnungen Symptome von Heilung auf, ein Zeichen, daß sein Besitzer erst einige Zeit nach dem schweren Eingriff verstarb. Der andere Schädel spricht indes dafür, daß der so behandelte Patient gleich nach der Operation zugrunde ging. Mit diesen interessanten Funden wurden auch Bronzegegenstände gehoben, als Beweis, daß die Schädel aus der Bronzezeit stammen. Doch fallen bereits in der Steinzeit solche Eingriffe vorgenommen worden sein. Schließlich interessiert noch, bei welchen Krankheiten die Operation ausgeführt worden sein mag. Einen Fingerzeig geben uns bei dieser Frage die Naturvölker unserer Tage. Auch bei ihnen wird die Trepanation vorgenommen, und zwar gegen Epilepsie, Krampf und vor allem aus abergläubischen Gründen. Letztere werden in vorgeschichtlicher Zeit die Hauptveranlassung gegeben haben, da der Armenisch jenen hohen Grad medizinischen Wissens, wie gerade die Trepanation ihn voraussetzt, doch nicht inne hatte.

„Kälteiefen“ im Tierreich.

Die Theorie, daß kaltes Klima geeignet sei, einen Riesenwuchs bei den Tieren hervorzurufen, bildet seit bereits mehr als 50 Jahren den Gegenstand zahlreicher wissenschaftlicher Beobachtungen. Die Behauptung selbst wurde zuerst von dem deutschen Zoologen Bergmann aufgestellt und mit dem physikalisch unzulässigen Satz begründet, daß ein Körper um so weniger Wärme abgibt, je geringer im Verhältnis zum Körperinhalt seine Oberfläche ist. Hieraus mußte man schließen, daß größere Tiere mit ihrem bedeutenden Körperinhalt besonders befähigt sind, ihre Körperwärme gegen den Einfluß niedriger Außentemperaturen zu schützen. Allgemein gültig ist jedoch diese Anschauung in der Praxis nicht, da ja bekanntlich die heißesten Gegenden der Erde einzelne größte Tierarten aufweisen, wie z. B. die Straffe und den Elefanten. Innerhalb der Tieraffen selbst ist aber nach den in der Naturwissenschaftlichen Umschau von Dr. Lippich mitgeteilten Forschungen Hans v. Völkners tatsächlich festzustellen, daß Kältere Regionen größeren Körperumfang betreiben. Der Rabe z. B., der so ziemlich über die ganze Erde verbreitet ist, kommt in auffallend großen Formen im nordischen Gebiet vor, seine bemerkenswerte Riesenform erreicht er in dem während des Winters besonders kalten Fälsgebiet. Diese Unterschiede sind selbst innerhalb engerer Grenzen zu bemerken. In den kälteren Gebieten der Schweiz und in den österrösischen Alpen ist der gewöhnliche Kollrabe viel größer als in den wärmeren Gegenden Ungarns. Den Größenbedarf, wenn man so sagen darf, halten die Raben im äußersten Norden von Amerika inne. Ein im Berliner Museum für Naturkunde befindliches Exemplar dieser Gattung ist nicht weniger als 10 Zentimeter länger als die bei uns bekannten Raben. Ähnliche Beobachtungen liegen sich auch an Säugtieren anstellen. Der Ameisenigel ist im wärmeren Neu-Guinea bedeutend kleiner als im kälteren Tasmanien, das Kanguruh nimmt von Norden nach Süden sichtbar an Größe ab. Auch der Iltis ist in Skandinavien größer als etwa in Spanien. Das gleiche gilt für Steinböde, Gamsen, Rehe und selbst Raubtiere wie den Jaguar. Man kann also wohl behaupten, daß zumindest dieselbe Tieraffe im kalten Gebiet größere Körperformen hat als im warmen. Uebrigens sind ja auch bekanntlich die Bewohner nördlicher Länder im Durchschnitt größer als die der Tropen.

Notizen.

— Vorträge. Ueber „Die Sonne und ihre Flecken“ spricht Dr. Ardenhold Dienstag, 1. Mai, abends 7 Uhr, in der Tropen-Gesellschaft. — In der Urania spricht Mittwoch Dr. Seibt über: „Die Auswanderung Englands“, Sonnabend Kapitänleutnant von Seebach über: „Amer Kreuzergeschwader“. Am Sonntag wiederholt Prof. Schwahn seinen Vortrag: „Werden und Vergehen im Weltraum“.

— Theaterchronik. Im königlichen Opernhaus wird am 6. Mai, mittags 12 Uhr, die Mi-Berliner Posse „Aryth-Phryg“ in einer besonderen Veranstaltung zum Besten der Kriegshilfsorgane des Österreich-ungarischen Generalkonsulats von den ersten Künstlern des Hoftheaters und hervorragender Gäste anderer Berliner Bühnen aufgeführt.

— Musikchronik. Zum Musikfest im Riklas Schumann am 7. Mai wird eine öffentliche Hauptprobe am Sonntag, den 6. Mai, vormittags 1/12 Uhr stattfinden. Programm: Brühlhof, Aida (1500 Sänger und Musiker), Kaisermarkt von Wagner.

brannten die Erdölquellen, und Erde und Himmel schmolzen in unermeßlichen Glühen zusammen. Ich berührte den Arm des jungen Arztes, der neben mir stand, und fragte an ihn vorbei in die brennende Nacht: „Was glauben Sie, woran dieser Mann gestorben ist?“

Und sah, wie er sein Gesicht mir zudrehte, und unbeirrt und mit einer Kläternheit, um die ich ihn beneidete, antwortete er: „Ich habe Starkkrampf festgestellt; seine Verwundung war nicht tödlich.“

„Nein,“ sagte ich, „an dieser Wunde konnte er nicht sterben...“

Und ich dachte darüber nach, daß in der Nacht seines Sterbens das Land brannte.

„Die Güte aller Völker und Zeiten war in ihm erstanden,“ sagte ich.

„Den meinen Sie?“ fragte mein Begleiter befremdet.

„Den Mann, der eben starb,“ entgegnete ich.

Um uns gekror lausende Stille... Ich fühlte mich einsam und ins Leere gestiebt. Und während mein aufgeschwobenes Denken in Nahem einen Halt suchte, sah ich, wie sich am Horizont aus Rauch und Brand ein gewaltiger Schatten erhob und mit ausgebreiteten Armen in den Himmel ragte; und er neigte sich und horchte in die leuchtende Nacht.

Posten im Schnee.

So lautlos still steht oft um uns die Zeit Als sei sie in der klaren Winterluft Gleich den verumteten Tannen, weißgepufft Und wattebäusig träumend eingeschneit.

Der Stunden Gleichmaß wechselt und vergeht In zwangsgewohntem Denken und Vergnügen, Des Daseins inhaltslose Tropfen rinnen, Die Sand, der leise von der Wöschung weht.

Es ist, als hielte alles Leben Raft Von farbengrellem, wundgehettem Jagen, Und was wir funkelnd einst in uns getragen, Liegt unter milchbleichem Weiß verstaft.

Da plärrt ein Auenerschlag. Und jach Schmeißt sich die Luft mit widrigen Gerüchen, Der Schnee zerbröckelt in schwarzen Wellenbrüchen: Schreiend krampft sich erstarrtes Blütenwach.

Erich Kästner.

Der Mai ist gekommen!



Eleg. Seidenkleid
in der beliebtesten, losen Form.
Großer Schallragen, hübsche
vierreihige, besponnene Knöpfe
und ein weiter, am Gürtel mo-
dern gesogener Glodenrock.

134.—

Der imprägnierte Mantel
das meistbegehrte Kleidungsstück der
Jahreszeit. Lange, schön fließende
Form, durch einen hübschen Gort
am Nieder zusammengehalten.
Besonders nett verzierte Taschen
und Armeel Rücken hoch gefüttert
und mit Armblättern versehen.

78.—

**Flotter
Sommermantel**
in leichter schwarz-weißfarbiger
Ware. Locker weiter Rücken,
durch einen Niedergurt ge-
halten und große wirkungs-
volle, bequeme Seitentaschen.

38.75

Festes Kostüm
aus praktischer Jantostware
das gegebene Kleid für „alle
Tage“. Die Schönheit der
gefälligen Form wird durch
reizende Verzierungen und
einen großen weißen Über-
tragen wirkungsvoll betont.

99.50



Königstr. 33
Am Bahnhof Alexandersplatz

Sonntags geschlossen!

Chausseest. 113
Beim Oettinger Bahnhof